

Die Raubtier- Retterin

Fotos: Angela Ponce / Text: Martin Zingg

Samantha Zwicker hat einen Dokortitel in Quantitativer Ökologie. 2015 gründete sie das Rettungs- und Rehaszentrum Hoja Nueva

Im peruanischen Regenwald hat die Biologin Samantha Zwicker eine besondere Reha-Station aufgebaut – für Wildtiere, die lange in Gefangenschaft waren

D

Das Boot tuckert über den ockerbraunen Fluss Las Piedras im Südosten Perus, schlängelt sich durch den nachtdunklen Urwald. Nur der Halbmond leuchtet schwach durch die Wipfel, über denen Aras kreisen. Neben einer Holzkiste mit Luftlöchern hat sich die Biologin Samantha Zwicker, 33, einen Platz gesucht. Mit ihr sind ein Dutzend internationale Wissenschaftler*innen und Freiwillige unterwegs; sie alle arbeiten für die Organisation, die Zwicker 2015 gegründet hat und mit ihrem Partner, dem Tierschützer Dylan Singer, 28, leitet: „Hoja Nueva“, Lateinamerikas erstes und einziges Rettungs- und Rehabilitationszentrum für Raubtiere, die aus illegaler Gefangenschaft in ihr ursprüngliches Habitat zurückkehren sollen.

Aus dem Inneren der Kiste kommt ein Kratzen und Fauchen. Zwicker leuchtet mit ihrer Stirnlampe durch eines der Löcher. „Es ist fast geschafft, Honey“, flüstert sie, „du bist in Sicherheit!“ Dann öffnet sie einen Umschlag, der mit der Holzkiste geliefert wurde und liest im Lichtkegel ihrer Stirnlampe: Ozelot, weiblich, jugendlich, dehydriert und unterernährt, konfisziert aus einem Privathaushalt. Zwicker seufzt. „Sie sieht schwach

aus“, sagt sie. „Sie schafft das“, antwortet Singer. Der Kanadier und die Amerikanerin sehen auf den ersten Blick nicht wie Umweltschützer aus, eher wie die Heavy-Metal-Variante von Barbie und Ken: tätowiert von Kopf bis Fuß, Camouflage-Hosen, Dr.-Martens-Boots, schwarze Shirts, Piercings, Flesh Tunnel in den Ohren und dicke Ringe an den Fingern.

Ihre Forschungsstation mitten im peruanischen Amazonastiefland – dem nach dem brasilianischen zweitgrößten Teil des Amazonasgebiets –, verteilt sich über eine Fläche so groß wie die Insel Borkum. Im Zentrum liegen das Haupthaus und die Baracken, Konstrukte aus Holz und Wellblech. Rundherum: unberührte Wildnis. Die nächsten Menschen leben im Dorf Lucerna, das nur über Wasser erreicht werden kann und eine halbe Stunde flussabwärts liegt. Dort hat das Team heute seinen Kahn beladen: Lebensmittel und rund 600 Kilogramm Fleisch und anderes Tierfutter.

DER OZELOT-EFFEKT

Ozelote nennt man auch die „Könige der Kleinkatzen in Amerika“. Die größten Populationen leben im Amazonasbecken; insgesamt gibt es um die 50.000 Tiere.

Sie zu schützen ist auch deshalb wichtig, weil sonst die Populationen anderer Kleinkatzen (Colocolo, Kleinfleckkatze, Tierkatze) übermäßig wachsen würden – in der jeweiligen Region entstünde ein Ungleichgewicht im Ökosystem. Die Wissenschaft nennt das den „Ozelot-Effekt“.

Nach ihrer Ankunft tragen Zwicker und Singer den rumpelnden Käfig tiefer in den Dschungel. An ihren Körpern kleben Insekten, es ist stockfinster und regnet, das Thermometer zeigt 33 Grad Celsius, bei 97 Prozent Luftfeuchtigkeit. Ein Leben, das man wollen muss.

Z

Zwicker will es seit zehn Jahren. Für Raubtiere interessierte sie sich schon als junge Frau, während sie auf einer Insel in der Nähe von Seattle aufwuchs. Später wollte sie das Verhalten und Leben von Wölfen studieren, sich für ihren Schutz in den USA einsetzen. Doch bald merkte sie, dass sie gegen bürokratische Windmühlen ankämpfte und mehr Zeit damit verbrachte, mit Behörden zu streiten, als effektives Wohl der Tiere zu erreichen. Zwicker fühlte sich auf verlorenem Posten, ihre Tierliebe hingegen blieb. Sie studierte Umweltschutz und Ökologie an der Universität von Washington, ein Praktikum führte sie 2014 in den peruanischen Regenwald, wo sie mit der Zerstörung des Lebensraumes von Wildkatzen konfrontiert wurde.

Sechs Monate praxisnahe Arbeit mit Raubtieren, ein Leben im Dschungel – ein Augenöffner, der nicht nur ihren akademischen Weg beeinflusste: Zwicker schrieb ihre Doktorarbeit über die Auswirkungen menschlicher Handlungen auf ungeschütztes Land. „Ich habe mich damals in die Peruaner, in den Naturschutz und in dieses Leben verliebt“, erzählt sie. Also sammelte sie in mühsamer Kleinstarbeit Spenden bei Freunden, Familie und anderen an dem Projekt Interessierten, kaufte ein kleines Stück Land im Regenwald, gründete Hoja Nueva und zog in den Dschungel, um künftig Raubtiere zu retten.

Der Baby-Ozelot in der Holzkiste ist eines von über 100.000 Wildtieren, vom Halsbandpekari bis zum Jaguar, die Perus Forst- und Tierschutzbehörde SERFOR in



Dylan Singer mit einem der Kaimane, die neben Ozeloten und Jaguaren auf der Station ausgewildert werden



Ein junger Ozelot erkundet sein neues Gehege. Er war illegal von einer Familie als Haustier gehalten worden



Im Urwald fühlt sich Samantha Zwicker zu Hause. Ob und wann sie in die USA zurückkehrt, ist völlig offen



Die Veterinärinnen checken Tatzen, Zähne und Augen des drei bis vier Monate alten Ozelots. Dann wird ihm ein Peilsender angelegt

Die Fütterung ist einer der wenigen Momente, in denen die Tiere mit Menschen in Kontakt kommen



Gummihandschuhen knabbert und dabei schnurrt wie eine Hauskatze. Er bekommt Hühnerschenkel und einen eigenen Käfig, dann geht das Licht aus. Der Baby-Ozelot soll nach der strapaziösen Reise ungestört ankommen. Menschen wird er künftig nur aus zwei Gründen sehen: Futter und medizinische Notfälle. Ansonsten meiden Zwicker und ihr Team die Tiere – das wichtigste Credo ihrer Rehabilitation.

B

Bei Hoja Nueva werden die Wildtiere nicht sofort in der Natur abgesetzt. „In Gefangenschaft lebende Tiere haben nie gelernt, zu jagen und in freier Wildbahn zu überleben“, sagt Zwicker, „viele werden binnen kürzester Zeit verhungern oder selbst gefressen werden.“ Sie bereitet die Tiere stufenweise auf die Rückkehr vor. Abhängig von Art, Alter und Verfassung kann das bis zu zwei Jahre dauern. Das Team dokumentiert jeden Schritt im Detail, von der Ankunft bis zur Auswilderung und – mithilfe von Peilsendern – darüber hinaus.

Zwickers Partner, Dylan Singer, hat jahrelang bei Indigenen gelebt und bei Tierschutzorganisationen in Peru gearbeitet, bevor er zu Hoja Nueva kam. Kennengelernt haben die beiden einander vor fünf Jahren bei einer Konferenz regionaler NGOs in der Provinzhauptstadt Puerto Maldonado. Mit ihm zusammen teilt Zwicker nicht nur die Liebe für Naturschutz und den Heavy-Metal-Look – die beiden haben sich auch mitten im Urwald ein Leben aufgebaut. In der Nähe des Haupthauses wohnen sie in einem zweistöckigen Holzhaus. Das Duschwasser kommt aus einem Regentank, Strom liefern Sonnenkollektoren auf dem Dach, statt Fenstern gibt es Moskitonetze. Für sie ein paradiesisches Leben. „Jeden Abend bei Regen einzuschlafen und morgens mit den Geräuschen des Dschungels aufzuwachen, ist ein Luxus, den wir uns in den USA niemals hätten leisten können“, sagt Zwicker. >



Fürs Wiegen passen Baby-Ozelote noch in eine Plastikschißel. Ausgewachsene Tiere werden zwölf bis 15 Kilo schwer

»Du bist in Sicherheit, Honey, es ist fast geschafft«



Zwicker und Singer per Boot unterwegs zur Station. Straßen dorthin gibt es nicht

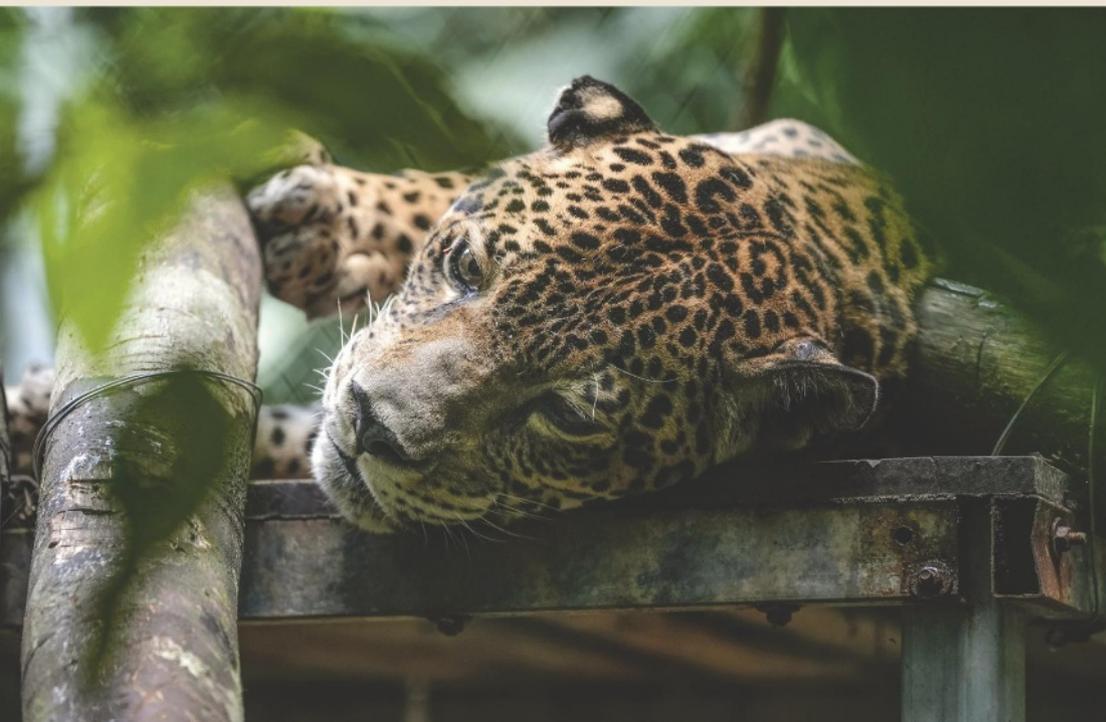
den vergangenen 20 Jahren beschlagnahmt hat. Ihre „Besitzer“: Wilderer, Holzfäller, Goldsucher. Meist töten sie die Muttertiere, um mit den Jungtieren zu handeln und ihren Eltern das Fell abzuziehen. Auch die Kleinkatze wurde monatelang bei einer Familie im Norden des Landes als „mascota“ gehalten, als Haustier. Nachdem SERFOR sie konfisziert hatte, gab es drei Optionen: Zoo, Einschläfern oder Rehabilitation. Letzteres ist mit großem Aufwand verbunden, darum schrecken viele Rettungsstationen davor zurück. Insbesondere, wenn es sich um Fleischfresser handelt.

Plötzlich Jaguarbrüll. Zwicker stört das nicht. „Einer von unseren“, sagt sie. Verstreut über das Gelände liegen großräumige Gehege, mit Ranken und Blattwerk zugewachsen. In jedem lebt nur ein Tier: Jaguar, Puma, Wickelbär, Tapir, Langschwanzkatze, Nördliche Tigerkatze, Jaguarundi und Ozelot – 79 Individuen, die auf ihre Auswilderung warten.

Schließlich erreichen Zwicker und Singer eine Blockhütte, die als

Krankenstation, Futterküche, Büro und Fitnessraum dient. Drinnen grunzt aufgeregt ein Baby-Nabelschwein, aus einem Nebenraum dringen unruhige Laute: Die Jungtiere in ihren Käfigen riechen den Neuankömmling. Durch die Löcher in der Kiste blickt der gerettete Ozelot in Zwickers grüne Augen und faucht. „Oh Baby“, sagt diese mit besänftigender Stimme, „wir werden noch Besties. Versprochen!“

Zwickers Zuversicht speist sich aus Erfahrung. Allein in den vergangenen drei Jahren hat Hoja Nueva über 200 konfiszierte Wildtiere aufgenommen, mehr als die Hälfte davon sind bereits ausgewildert. Dylan Singer bricht das Vorhängeschloss der Kiste mit seinem Buschmesser auf, es dauert, bis sich der Ozelot her austastet. Singer nimmt ihn in beide Hände, dann untersuchen Zwicker und zwei Veterinärinnen das Tier, überprüfen Tatzen, Zähne und Augen, tasten Geschlecht und Darm ab, suchen nach Parasiten. „Du siehst großartig aus“, sagt sie, während der Baby-Ozelot an ihren



Die Jaguare auf der Station helfen auch der Forschung: Das Team vergleicht ihre DNA mit der wild lebender Tiere – um festzustellen, ob die Gefangenschaft genetische Spuren hinterlässt

Am nächsten Tag gehen die beiden mit drei Tierärztinnen in den wilden Teil des Rehabilitationszentrums, vorbei an den Gehegen, die in etwa 100 Meter Abstand zueinander im Dickicht liegen. Im ersten Käfig erwürgt eine fünf Meter lange Anakonda gerade in Zeitlupe eine Ente. Im nächsten stupsen zwei Mitarbeiterinnen einen 300 Kilogramm schweren Schwarzen Kaiman mit einem Ast, um ihn aus seinem Versteck zu treiben. Im dritten Käfig baumelt ein totes gerupftes Huhn an einer Schnur von der Decke, ein Puma holt es sich.

Nach zwei Dutzend weiteren Käfigen ist die Gruppe vor Apollos Gehege angekommen. Der mittlerweile dreieinhalbjährige Ozelot ist bereit: Nach anderthalb Jahren in Rehabilitation soll er ausgewildert werden. Zuvor muss er einen letzten Gesundheitscheck ertragen.

Aus Singers Blasrohr zischt ein Pfeil und bohrt sich in Apollos Gesäß. Der Ozelot schreckt auf, blickt auf sein Hinterteil, dreht sich im Kreis, schnuppert am Fremdkörper. Minuten vergehen, in denen sich Zwicker auf die Lippen beißt: „Ich setze die Tiere wirklich ungern diesem Stress aus.“

Jeder Abschied, von jedem Tier, fällt ihr schwer. Auch weil sie weiß, dass

nicht jedes ausgewilderte Tier auch durchkommen wird. Sie erzählt von Loki, einer Langschwanzkatze, deren Tattoo großflächig auf ihrem linken Unterarm prangt. Ein paar Monate nach der Auswilderung wurde Loki gefunden, totgebissen von einem wilden Ozelot. Mehr als zwei Jahre Arbeit und Herzblut, radikal beendet. „Bis heute mache ich mir Vorwürfe“, sagt Zwicker, „und frage mich, welcher Teil meines Programms fehlgeschlagen ist. Aber ja, wir lernen aus diesen Rückschlägen. Jedes einzelne Tier lehrt uns etwas Neues.“

Nach einer Viertelstunde liegt Apollo betäubt auf einer Unterlage vor seinem Gehege, eine Binde um die Augen, ein Pulsoximeter an der Zunge. Die Ärztinnen arbeiten flink: Wiegen, Temperaturmessung, Blutabnahme, Stuhl und Urinproben, Bleichen der Schwanzspitze, um das Tier auf Kamerafallen erkennen zu können. Zuletzt legt Zwicker dem Ozelot einen Peilsender um den Hals. In einem Jahr wird er per Fernauslöser abfallen, bis dahin wird er Informationen liefern: Wo und was jagt die Katze, wie groß ist ihr Bewegungsradius? Die Daten werden in eine umfangreiche Sammlung einfließen: GPS-Koordinaten, Hunderte Dokumente, Tausende Zeilen in Excel-Listen,

Hunderttausende Fotos der Kamerafallen entlang der Urwaldpfade.

Abends kochen Zwicker und Singer im Haupthaus für die gesamte Belegschaft. Während das Team in seine Laptops vertieft ist und die Tages-Highlights austauscht, schneidet Zwicker Gemüse und Singer knetet Teig. Zum Abendessen gibt es Tacos, vegetarisch. Jeden Tag wechseln die Köch*innen, jeden Abend gibt es eine Lagebesprechung. Auf Zwickers Handy leuchtet eine Nachricht. Absender SERFOR: „Ein neuer Ozelot wurde konfisziert. Interesse?“ Mit schmutzigen Fingern tippt Samantha Zwicker die Antwort in ihr Handy: „Natürlich!“



Autor Martin Zingg fragt sich immer noch, ob der brüllende Jaguar tatsächlich einer von Zwickers war – oder nicht doch das frei lebende, wilde Exemplar, das am nächsten Tag auf den Kamerafotos gesichtet wurde.

de Exemplar, das am nächsten Tag auf den Kamerafotos gesichtet wurde.